



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 25. FEBRUAR.

Mein Wunsch.

(Aus dem polnischen des A. Bhylitowski.)

Nicht auf Häuser geht mein Sinnen,
 Noch Gelehrtheit zu gewinnen,
 Nicht auf Güter, rings umschirmte,
 Noch auf Schlösser, hochgetürmte,
 Nicht auf Rosse, goldgeschirte,
 Noch, was sonst den Wunsch verwirrt;
 Eins nur läßt sich nicht vererben,
 Dieses möcht' ich mir erwerben:
 Schön zu sterben.

G. Freiherr v. Feuchtersleben.

Waterländisches.

Seidenzucht in Krain.

(Weschlub.)

Außer dem Maulbeer-Baume gibt es auch eine Maulbeer-Staude, die sogenannte Philipptnische oder Multicaulis, deren Blätter die Seidenraupen genießen. Diese Staude läßt sich sehr leicht durch Stupfer vermehren, wenn nämlich leßjährige Triebe auf drei Augen zugeschnitten, wovon das untere gerade ober dem Schnitte ruhen muß, bis auf das obere Auge vorsichtig in klare Erde gesteckt werden. Derlei Stecklinge, das folgende Jahr $1\frac{1}{2}$ — 2 Schuh weit aus einander gesetzt, liefern schon das zweite Jahr nach dem Uebersetzen namhaft Laub, besonders, wenn ihr Standort gegen den Nord- und Nordostwind geschützt ist, daß die leßjährigen Schüsse während des Winters, wie bei mir, nur wenig oder gar nicht erfrieren.

Im Jahre 1840 genoß ich das Vergnügen, bei Görz ein Feld von beiläufig 7 Merling Anbau durchgehends mit $1\frac{1}{2}$ Schuh von einander stehenden Multicaulis bepflanzt zu sehen, wovon nur jede zweite Reihe, spannhoch über der Erde beschnitten,

Futter für 800 — 1000 Pfund Cocons geliefert hat. Der unbeschnittene Theil war für dieses Jahr 1841 zur Benützung bestimmt.

Diese Staude liebt vorzugsweise den Sandboden und den Thonmergel mit einiger Düngung. Man hüte sich jedoch, mittelst frischen Düngers Mäuse in derlei Anlagen zu locken, welche die ärgsten Feinde aller Maulbeergattungen, vorzüglich aber der Multicaulis sind, indem sie die Wurzelrinde, und sämtliche feine Wurzeln glattweg abnagen.

Die Kosten der Maulbeerplantagen sind, wie gezeigt, unbedeutend, gleich denen bei Plantagen anderer Bäume, mithin gar nicht abschreckend.

Unter den Maulbeerbäumen, wenn sie auf Aeckern stehen, können Erdäpfel und andere Knollengewächse angebaut werden; auf Wiesen wächst das Gras darunter eben so üppig wie anderwärts, und dennoch kann aus dem Laube dieser Art Bäume durch Seidenzucht ein Ertrag gewonnen werden, welcher den jeder andern Baumgattung bei weitem übersteigt. Ein gesunder, schuhdicker Maulbeerbaum liefert Futter für wenigstens 2000 Seidenraupen, welche 6 — 8 Pfund Cocons geben, und à 40 fr. gerechnet, jährlich gewisse 4 fl. — 5 fl. 20 fr., und selbst wenn man die Hälfte davon für die angewendete Mühe abzieht, noch immer 2 fl. — 2 fl. 50 fr. als reiner Ertrag des Baumes liefern, dessen sich wohl kein anderer Baum rühmen kann.

Für den Unterricht über Seidenzucht ist gleichfalls gesorgt worden. Das kleine Werkchen: „Unterricht über die Behandlung der Seidenwürmer und des Maulbeerbaumes, Grätz 1828,“ ins Krainische übersetzt unter dem Titel: Kratki podúk svilopréjke ali shidne gosénize in murve rediti, v' Ljubljani 1840,“ enthält ausführlich sowohl die Behandlung der Seidenraupen, als auch der Maulbeerbäume.

Die krainische Uebersetzung ist im Bureau der k. k. krainischen Landwirthschaftsgesellschaft zu Laibach, das Exemplar zu 6 kr., zu haben.

Mit diesem schätzbaren Werkchen in der Hand kann Jedermann Maulbeerbäume und Seidenraupen ziehen, ohne dieß Geschäft vorläufig practisch gelernt zu haben.

Auch der Absatz und respective die Verwerthung der Seidenfeshung ist gesichert. Wer seine Cocons gleich nach der Lese im lebenden Zustande zu verwerthen wünscht, bekommt von mir für jedes Pfund unverdorbener, gehörig ausgebildeter Cocons 40 kr. C. M. Getödtete unverdorbene zahle ich 1 fl. pr. Pfund.

Wer seine Seidenfeshung abziehen lassen will, kann solches bei mir gegen Bezahlung von 4 kr. pr. Loth reiner Seide bewerkstelligen lassen.

Anmerkung. Unter den im verfloffenen Jahre zu diesem Ende eingelieferten Cocons sind einige Parthien, theils wegen zu spätem Tödtens, theils wegen Aufbewahrung an feuchten Orten und in Haufen, zum Abziehen ganz unfähig gewesen. Seidenzüchter mögen dieses beherzigen um sich vor Schaden zu verwahren.

Der Straßenräuber.

In einer Aldea in der Umgegend von Abujar feierte man eine Hochzeit. Die Neuvermählten hatten bereits die Glückwünsche ihrer Freunde empfangen, und man wollte sich eben unter einem großen Feigenbaum vor der Hausthür zu Tische setzen; Jedermann war in der besten Laune von der Welt, sich einmal einen recht fröhlichen Tag zu machen, und der Duft von Jasmin und Drangenblüthen mischte sich lieblich mit dem gehaltvollern Wohlgeruch, der aus einigen Schüsseln dampfte, unter denen der Tisch sich bog; da erscheint plötzlich aus einem auf Pistolenschußweite vom Hause entfernten Wäldchen ein Mann zu Pferde. Der Unbekannte sprang gewandt aus dem Sattel, grüßte die Gäste mit der Hand, und führte sein Pferd in den Stall. Man hatte Niemanden mehr erwartet, aber in Spanien ist Jeder, der zu einem Feste kommt, ein willkommenener Gast; übrigens schien der Fremde, seiner Kleidung nach zu urtheilen, ein Mann von Bedeutung. Der Bräutigam stand sogleich auf, um ihn einzuladen. Während man sich leise fragte, wer wohl der fremde Caballeros sey, wurde der Notar

von Abujar, der der Hochzeit bewohnte, bleich wie der Tod. Er versuchte von seinem Stuhle aufzustehen, auf dem er neben der Braut saß, allein seine Knie schlotterten dermaßen, daß er auf keinem Beine stehen konnte. Einer der Hochzeitgäste, der schon lange im Ruße stand, sich mit Schleichhandel abzugeben, näherte sich der Neuvermählten und flüsterte ihr zu: „Es ist Jose Maria. Ich müßte mich sehr täuschen, oder er ist gekommen, irgend ein Unheil anzurichten. Gewiß gilt es den Notar. — Doch was ist zu thun. Ihm zu entweichen ist unmöglich, er würde ihn schnell einholen. — Den Räuber festnehmen? Sicher steckt seine Bande in der Nähe, übrigens trägt er selbst Pistolen im Gürtel und der Dolch kömmt nicht von seiner Seite.“

„Aber, Herr Notar, was haben Sie denn gethan?“ — „Ach nichts, platterdings nichts.“ — Einer der Gäste gab zu verstehen, der Notar habe vor einigen Monaten gesagt, wenn Jose Maria bei ihm einsprechen wolle, er ihm ein Stück Arsenik in den Wein werfen würde. Noch rieth man hin und her und vergaß die Speisen, als der Unbekannte an der Seite des Bräutigams unter den Gästen erschien.

Es war kein Zweifel mehr, es war Jose Maria, der im Vorübergehen einen Zigerblick auf den Notar schoß, der davon, wie von einem Fieberschauer gerüttelt wurde, dann grüßte er anmuthig die Braut, und bat sie um die Erlaubniß, auf ihrer Hochzeit tanzen zu dürfen. Sie hütete sich natürlich wohl, es ihm abzuschlagen, oder nur das Gesicht zu verziehen; da nahm Jose Maria ohne Umstände Platz an der Seite der Braut, zwischen ihr und dem Notar, der jeden Augenblick einer Ohnmacht nahe war — und war voll zarter Aufmerksamkeit gegen seine Nachbarinn. Als die Mahlzeit zu Ende ging, füllte die junge Frau ein Glas mit Montilla, berührte es mit ihren Lippen und reichte es dann dem gefürchteten Gaste; eine Ehre, die man nur Personen erweist, die man besonders hochachtet. Jose Maria nahm das Glas, dankte und erklärte, die junge Frau möge ihn für ihren ergebensten Diener halten, der mit Freude alle ihre Befehle vollziehen werde. Nun näherte sie ihren Mund dem Ohre des furchtbaren Nachbars, und sagte mit schüchternem Stimm: „Erzeigt mir einen einzigen Gefallen.“ — „Tausende,“ rief Jose Maria. — „Vergesst, ich beschwöre Euch, die Absicht, die Euch hiehergeführt; versprecht mir zu Liebe, Euren Feinden zu verzeihen, und meine Hochzeit nicht

zu hören.“ — „Notar,“ sagte Jose Maria, indem er sich zu dem Manne des Gefesses wandte, der am ganzen Leibe zitterte, „danke der Sennora! ohne ihre Bitten würde ich dich getödtet haben, bevor Du noch den Hochzeitschmaus verdaut hättest. Fürchte nichts mehr, ich werde dir kein Leides thun.“ Dann füllte er ein Glas mit Wein und fügte lächelnd hinzu: „Wohlan, Herr Notar, auf meine Gesundheit! der Wein ist gut und nicht vergiftet.“ Der Notar glaubte einige hundert Nadeln zu verschlucken.

„Frisch auf, Kinder,“ rief hierauf der Räuber lustig! „Es lebe die Braut!“ Dann sprang er auf, holte eine Guitarre und sang ein Liedchen zu Ehren der jungen Frau. Kurz den Tisch über und nachher beim Tanze, zeigte sich Jose Maria so lebenswürdig, daß den Frauen beinahe Thränen in die Augen traten, wenn sie daran dachten, daß ein so schmucker Junge seine Tage am Galgen beschließen würde. Er tanzte, sang, und war Alles in Allem. Gegen Mitternacht näherte sich ein kleines, in Lumpen gehülltes Mädchen dem Räuber und flüsterte ihm einige Worte zu. Jose Maria sprang auf, eilte nach dem Stalle und kam bald darauf mit seinem guten Pferde am Zügel zurück. Dann näherte er sich der jungen Frau, und sagte: »A Dios, Kind meiner Seele! nie werde ich die Augenblicke vergessen, die ich bei Euch zubrachte; es sind die glücklichsten, die ich seit vielen Jahren erlebte. Erzeugt mir die Güte, diese Kleinigkeit von einem armen Teufel anzunehmen, der Euch gerne eine Goldmine bieten möchte.« — Mit diesen Worten überreichte er ihr einen schönen Ring. — „Jose Maria,“ entgegnete der Neuvermählte, „so lange ein Brot in diesem Hause sich findet, wird die Hälfte davon Euch gehören.“ — Der Räuber schüttelte allen Gästen die Hände, selbst dem Notar; umarmte alle Frauen, schwang sich dann in den Sattel und ritt den Bergen zu. — Dann erst athmete der Notar wieder frei.

Eine halbe Stunde später kam eine Streifwache an — Niemand aber hatte etwas von dem Menschen gesehen, den sie suchte.

Feuilleton.

(Disputation über das Wesen des Weibes.) Komm, liebe Leserin, ich will Dir zeigen, wie hoch die heilige Schrift Dein Geschlecht hält, indeß nur der oberflächliche, wenn gleich gebildete Heide es misachtet. Da war um 500 vor Christo

ein griechischer Dichter, Simonides mit Namen, ein Heide, der läßt nichts Gutes am Weibe, und findet der Lästerung kein Ende; aber jede Schmähung, die er vorbringt, schlägt die heil. Schrift mit siegreichen Worten zurück. Der Heide mag freilich nur böse und verkehrte Weiber kennen gelernt haben, und in gereizter Laune dem ganzen Geschlecht zuschreiben, was nur von einem Theile gilt, wie denn die heil. Schrift der schlimmen Weiber auch nicht in Ehren gedenkt. Es lautet aber lustig, wie ihn Moses, Salomo und Sirach so gründlich widerlegen, just so, als ob sie den Heiden vor sich stehen hätten, oder der Heide sie, — da doch beide Theile in Zeit und Raum weit von einander lebten, und nichts von einander wußten. Gib Acht! hier ist das Wechselgespräch, zu welchem ich jedoch das Wesentliche, nämlich die Zusammenstellung der Aussprüche, in einem alten Buche vorgefunden habe.

Simonides fängt an, und spricht: Das Weib ist ein Schiffbruch des Mannes. — Dem widerspricht Salomo, und sagt: Ein tugendsam Weib ist wie ein Kaufmanns-Schiff, das seine Nahrung von ferne bringt. — Und wieder Simonides: Das Weib ist ein Ungewitter im Hause, eine Verstöörung der Ruhe. — Dawider nimmt Sirach das Wort, und sagt: Ein häusliches Weib ist ihrem Manne eine Freude, und macht ihm ein ruhiges Leben. — Darauf Simonides: Sie ist eine tägliche Strafe. — Da fällt Salomo ein, und spricht: Sie thut ihm nur Liebes und kein Leid sein Lebenslang. — Nun wird Simonides derb, und ruft: Sie ist eine gefellige Bestie. — Ernst weist ihn da Moses zu recht, und sagt: Sie ist ein Bild Gottes und eine Gehilfinn des Mannes. — Sie ist eine geschmückte Hündinn! geifert Simonides in grober Unart weiter heraus. — O nein! spricht Sirach ruhig: Sie ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Altar, und wie die güldene Säule auf den silbernen Stützen. — Simonides lenkt darauf ein, und sagt: Nun, so ist sie doch wenigstens ein nothwendiges Uebel. — Ich sage Dir, entgegnet nun Salomo: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes. — Sie ist eine schwere Last! fährt Simonides mürrißch fort. — Darauf erwiedert Sirach: Sie ist eine edle Gabe, und dem Manne ein Trost. — Da schwillt dem Weltweisen wieder der Kamm, und er schilt abermals, und sagt: Sie ist das ärgste Verhien, eine giftige Otter! — O nein, spricht Salomo lächelnd: sie ist lieblich wie eine Hündinn, und holdselig wie ein Reh! — Nun faßt Simonides seinen gan-

zen Grimm zusammen, und schließt in verächtlichem Tone mit den Worten: Sie ist eben des Mannes Magd! — Da erhebt Salomo feierlich seine Hand und Stimme, und spricht: Sie ist ihres Mannes Krone! Da schweigt Simonides, und wir wollen annehmen, er sey bekehrt worden. Du aber, liebe Leserin, mache auch deinerseits den lästernden Heiden zu Schanden, und gib dem Worte Gottes die Ehre durch ein frommes, heiliges Leben!

(Die zwei Haarkünstler.) Vor Kurzem kamen zwei Haarkünstler vor ein Pariser Tribunal. Der eine, Préhard mit Namen, erhob gegen den zweiten, Lionel, eine Injurienklage. Wir wollen seine eigenen Worte hier folgen lassen: »Sie kennen, meine Herren, das Sprichwort: Gute Ware braucht kein Schild.« Das Sprichwort ist aber nicht immer wahr, und ich suchte mir daher, als ich mich etablirte, ein Schild. Ich suchte lange, endlich fand ich eins, das für einen Perückenmacher trefflich paßte. Es war im Jahre 1809, die Perücken waren sehr beliebt. Mein Schild stellte Absalon dar, wie er mit den Haaren an einem Baume hängen blieb. Darunter standen die Worte:

Ihr, die Ihr hier vorübergeht,
Den armen Absalon da seht!
Trüg' eine Perück' er auf den Haaren,
Wär' ihm das Unglück nicht widerfahren.

Richter (lachend.) Sehr geistreich, aber was hat dieses Schild mit der Klage zu schaffen?

Préhard. Gar viel — mein Gegner hat mein Schild in dem seinen kritisiert — mein Gegner ist ein Feind der Perücken. —

Richter. Und wie war sein Schild?

Préhard. Ich werde nie meinen Mund mit ihrer Schilderung oder mit der Wiederholung solcher Poesie beschmutzen. Er mag es selbst thun.

Lionel. Gut, ich will es thun. Mein Schild, das er für eine Beleidigung hält, spricht zu Gunsten meiner Profession, so wie das seine zu Gunsten der Seinen. Es stellt einen Mann dar, der, gekleidet wie Vater Adam im Paradiese, eben daran ist, zu ertrinken. Ein braver Bürger, der schwimmen kann, will ihn retten, aber der Arme — sein Loos ist geworfen — er muß sterben. Er trägt eine Perücke, und die ist's, welche der brave Bürger allein herauszieht. Darunter liest man:

Perücken setzet niemals auf,
Selbst wenn man Euch noch zahlte d'rauf,
Thät' der mit der Perück' nicht prunken,
Wär' er gewißlich nie ertrunken.

Ein homerisches Gelächter erscholl nach diesen Versen, und Richter schickte beide Parteien ohne Urtheil fort.

(Höchst merkwürdige Eigenschaft des Quecksilbers und Bleies.) Von diesen beiden Metallen hat Henry de Princeton neuerlichst folgende interessante Erfahrung in der amerikanischen naturwissenschaftlichen Societät bekannt gemacht. Princeton hatte eine Bleiröhre von sechs Linien Dicke und acht Zoll Länge mit einem Ende in einem Gefäße stehen lassen, worin Quecksilber war, und fand, daß nach einigen Tagen das Quecksilber aus dem Gefäße verschwunden, und gegen das äußere Ende der Röhre auf dem Boden lag. Er füllte das Gefäß von neuem, und des folgenden Tages hatte er denselben Erfolg. Das Quecksilber war in der Masse des Bleies in die Höhe gestiegen, wie das Wasser in Haarröhrchen. Die Röhre wurde zerschnitten, und es zeigte sich deutlich, daß das Quecksilber nicht in der Höhlung der Röhre aufgestiegen war, sondern in den Poren des festen Bleies. Um sich davon vollkommen zu überzeugen, wurde ein Stäbchen von Blei, 7 Zoll lang und $\frac{1}{4}$ Zoll dick, in Form eines Hebers gebogen. Den einen kürzern Arm setzte er in ein mit Quecksilber gefülltes Uhrglas, und unter das Ende des andern, langen Armes stellte er ein leeres Gefäß. Nach vierundzwanzig Stunden fand man ein Quecksilber-Kügelchen an diesem Ende des Bleistabes, und nach 5 bis 6 Tagen war auf diese Weise alles Quecksilber aus dem Uhrglase in das untergestellte Gefäß übergegangen. In letzterm war eine schöne Vegetation von Blei-Amalgama. Längs dem Stabe war kein Quecksilber übergegangen, sondern durch denselben; äußerlich war er unverändert, im Innern aber hatte er etwas seine Farbe verändert. Die mehrfach angestellten Versuche ergaben, daß die Textur des Bleies einen bedeutenden Einfluß auf den raschen Erfolg hat. Zwischen den Blättern des Bleies geht das Quecksilber viel leichter durch, als quer gegen seine Blätterlagen. Geschlagenes und gewalztes Blei wird daher den Erfolg, nach Umständen der Anwendung, nur geringer oder gar nicht zeigen.

Charade.

(Zweyßtig.)

Wenn im Ersten lang' das Zweite
Den Bewohner nicht ergeht,
Glänzt das Ganze in der Welte,
Das ihm dieß zum Theil erseht.

B. B.—c.